

MIA JAMES
Ravenwood.
Der schlafende Engel



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Ein halbes Jahr liegt der Tod von William Dunne nun schon zurück, doch April hat den Verlust ihres Vaters immer noch nicht überwunden. Und auch an ihrer Elite-Schule Ravenwood verfolgt sie der Tod Schritt um Schritt: Die dunklen Mächtschaften der Vampire, die Ravenwood beherrschen, fordern beständig neue Opfer. April selbst ist vor Kurzem nur knapp mit dem Leben davongekommen, als Vampir Ben sie umbringen wollte. Denn Ben war hinter ihr Geheimnis gekommen: Als Furie ist es Aprils Bestimmung, gegen die Wesen der Dunkelheit zu kämpfen. Dabei hilft ihr eine besondere Eigenschaft: Bereits ein einziger Tropfen ihres Blutes bringt den eigentlich unsterblichen Feinden den sicheren Tod – und sie in Lebensgefahr. Zum Glück kann sie sich auf Gabriel verlassen, der sie mit übermenschlichen Kräften beschützt.

Aber das Böse streckt weiterhin seine Fänge nach ihr aus: Der Sarg mit den sterblichen Überresten ihres Vaters wird gestohlen und das Grabmal mit einer an sie gerichteten Drohbotschaft beschriftet. Auch in Ravenwood ziehen die Vampire ihren Kreis immer enger um April. Ganz besonders der neue Rektor der Schule, der hinterhältige Dr. Charles Tame, hat es auf sie abgesehen. Und sogar Gabriel scheint auf die dunkle Seite gezogen zu werden. Doch April lässt sich nicht unterkriegen. Sie weiß: Um die zu retten, die ihr am Herzen liegen, muss sie ihr Schicksal annehmen und das Böse endgültig besiegen. Selbst wenn es sie ihr eigenes Leben kosten könnte ...

Weitere Informationen zu Mia James
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Mia James

Ravenwood

Band 3

Der schlafende Engel

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Sleeping Angel« bei Indigo,
an imprint of the Orion Publishing Group, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2014
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Mia James
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Copyright © FinePic®, München
Umschlag Innenseiten: Copyright © FinePic®, München
Redaktion: Carola Henke
KS · Herstellung: Str.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47966-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für T

Prolog

HIGHGATE CEMETERY IM NORDEN LONDONS,
SECHS MONATE ZUVOR



Blut klebte an seinen Händen. Warm und schwarz rann es an seinen Fingern hinab und tropfte auf den Weg vor ihm. Er hob die Hände und betrachtete fasziniert, wie es sich im silbrigen Mondschein von seiner Haut abhob. Aber wessen Blut war es? Von wem stammte es? Und wie war es dorthin gekommen?

Hinter ihm ertönte ein Knacken. Sein Körper spannte sich an, während er eindringlich lauschte. Er hörte das Platschen des Regens auf den Blättern über ihm, wie sich die Tropfen zusammenschlossen und in dicken, fetten Rinnsalen auf seinen völlig durchnässten Rücken fielen. Aus dem Busch links neben ihm drang ein Scharren – ein Fuchs? Ein Dachs? Er hörte den Wind rauschen. Die Motorengeräusche von Highgate Hill. Den Schlag seines eigenen Herzens.

Und noch etwas anderes.

Er zog sich in die Schatten zurück, gestattete der Dunkelheit des Friedhofs, ihn wie eine Decke einzuhüllen. Er war sein Zuhause. Der einzige Ort, der ihm das Gefühl gab, ganz er selbst zu sein; ein Ort, an dem er nicht länger den verstohlenen Blicken und den finsternen Mienen ausgesetzt war – und diesem Hunger. Zumindest für eine Weile.

Wieder blickte er auf seine Hände hinab. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen, trotzdem spürte er die Schrammen – tiefe Furchen, als hätte irgendetwas seine Klauen durch seine Haut gezogen. Er registrierte den Schmerz in sei-

nem Knie; seine Jeans waren zerrissen, und überall klebten Blätter und Schmutz.

War ich in einen Kampf verwickelt?

»Denk nach, verdammt«, stieß er hervor und presste sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen. Wenn er ganz reglos dastand, sah er einzelne Bilder aufflackern: Ein Mann. Ein Mann mit tiefschwarzen Augen und Zeichnungen auf Brust und Armen, einem Stern auf der Schulter. Ein hübsches Mädchen mit glänzendem blondem Haar. Und Musik – sehr laute Musik, so laut, dass sie in seinen Ohren schmerzte.

Aber das war vor langer Zeit – oder? *Oder war es erst gestern gewesen?*

Dann waren die Bilder auf einmal verschwunden, zerplatzt wie Seifenblasen, denn seine Augen waren plötzlich weit geöffnet, all seine Sinne hellwach. Etwas näherte sich.

Er begann zu laufen, rannte an der Mauer entlang, den Hügel hinauf. Zu seiner Linken tauchte das alte schwarze Tor auf. Geduckt pirschte er darauf zu. Seine Atemwölkchen hoben sich gegen die Finsternis ab. Vor ihm befand sich ein überwucherter Pfad. Da lag etwas, mitten auf dem Weg, eine Gestalt. Ein Mensch, noch lebendig. Er bewegte sich.

»Isabelle?«, flüsterte er. *Isabelle?* Der Name war ihm einfach in den Sinn gekommen, aus heiterem Himmel. *Aber ich kenne doch niemanden, der so heißt. Oder etwa doch?*

Seine Nasenflügel bebten. Es roch auch nach etwas anderem. Nach Blut. Viel Blut. Und nach etwas Schlimmem. Nicht nach einem der Bluter, die ihren Eigengeruch mit diesem ekelhaften Gestank nach künstlichen Blumen über-tünchten, sondern nach einem von seiner Art. Nach einem, den der Geruch des Todes umgab.

Wieder spannte er sich an, als ein hohes Kreischen ertönte, das sich wie ein Schmerzenslaut anhörte – dann noch einer. Füchse? Ratten? Er wusste es nicht. Seine Sinne verloren

an Schärfe, während sich die Dunkelheit über ihn zu legen schien und wie ein dichter Nebel alles Licht verschluckte.

»Hallo? Ist da jemand?«, fragte eine Stimme. Erhellte vom Schein einer leise zischenden Straßenlaterne, hob sich ein Schemen im geöffneten Tor ab. Es war ein Mädchen, so viel verriet ihm ihr Geruch. Aber nicht irgendein Mädchen, sondern *sie*.

Oh Gott. Es kommt. Das Ding. Das Ding mit den Augen.

Er sprang auf, stürzte auf sie zu und riss sie mühelos von den Füßen, rannte den Weg vollends hinauf und auf die Straße.

»Los, schnell!«, zischte er.

Das dunkelhaarige Mädchen sah ihn an. Der Mondschein fing sich in ihren Zügen.

Sie ist bildschön, dachte er. *Bildschön und ...*

»Los, weg hier«, schrie er. »Los!«

Er wandte sich um und tauchte in die Dunkelheit ein, die ihn sofort verschluckte.

Erstes Kapitel



Es herrschte schönes Wetter, als April aus dem Zug stieg. Die Sonne schob sich durch die weißen Wolken, trotzdem gelang es ihr nicht, die Kühle zu vertreiben. *Spätfrühling in England*, dachte April. *Sollte es nicht längst warm sein und überall blühen?* Kleine Atemwölkchen schwebten vor ihrem Mund, während sie fröstelnd den Schildern vom Bahnsteig zu den schmiedeeisernen Friedhofstoren folgte.

Fiona, ihre beste Freundin, war komplett aus dem Häuschen gewesen, als sie erfahren hatte, dass Miss Holden auf dem berühmten Friedhof von Brookwood begraben werden würde. »Das ist der größte Friedhof Europas. Früher wurde er als Totenstadt bezeichnet!«

»Und was ist daran so toll?«

Noch mehr Tod und Untergang waren das Letzte, wonach April der Sinn stand. In den vergangenen Monaten hatte es schon viel zu viele Todesfälle gegeben, und die Aussicht, dem Begräbnis ihrer Lehrerin beizuwohnen, war alles andere als erfreulich.

»Glaub mir, April, das wird bestimmt absolut faszinierend«, meinte Fiona. »Brookwood wurde erbaut, um der Explosion der Londoner Bevölkerung im 19. Jahrhundert Herr zu werden. Damals mussten tagtäglich so viele Menschen begraben werden, dass es sogar einen eigenen Bahnhof in Waterloo gab, um die Särge und die Trauergäste zum Friedhof transportieren zu können.«

Offen gestanden war April erleichtert gewesen, dass der einstige Bahnhof mit dem gruseligen Namen »Necropolis Station« in Waterloo längst nicht mehr existierte – er sei im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff zerstört worden, hatte ihr der Mann am Ticketschalter erzählt –, doch die Bahnstation in der Grafschaft Surrey gab es sehr wohl noch.

Ansonsten entpuppte sich der Friedhof als ziemliche Enttäuschung. Nach Fees Beschreibung hatte April einen dieser eindrucksvollen viktorianischen Prachtfriedhöfe à la Highgate erwartet, mit üppig verzierten Gräbern und feudalen Mausoleen, stattdessen erinnerte das Areal eher an eine heruntergekommene Farm: Rasenflächen, so weit das Auge reichte, und ein verrostetes Schild mit der Anweisung »Fotografieren verboten«.

April ging den Kiesweg entlang in Richtung Kapelle, vorbei an einem riesigen, ebenfalls verrosteten Förderband, dessen Eisengerüst einsam gen Himmel ragte. *Vielleicht bin ich ja von Highgate verwöhnt*, dachte sie. Der Highgate Cemetery war ein echtes Prachtstück, mit zahllosen Engelsstatuen, Säulen und herrschaftlichen Grabstätten, allesamt wunderschön überwuchert und bewusst darauf angelegt, den Besuchern eine Gänsehaut zu bereiten. Andererseits war Highgate voller Leichen – und voller Vampire.

Dabei hatte sie Angst gehabt, in einem verschlafenen Vorort versauern zu müssen, als ihr Vater ihr letzten Herbst eröffnet hatte, dass sie von Edinburgh nach London ziehen würden. Sie konnte sich noch genau erinnern, wie sie das erste Mal durch die stillen Straßen im Norden Londons gefahren waren – wie sterbenslangweilig alles gewirkt hatte. Ein fataler Irrtum.

Früher hatte April Horrorfilme immer blöd gefunden – eine Handvoll Idioten, die mit Gummimasken durch die Ge-

gend geisterten und das Kunstblut spritzen ließen. Doch inzwischen wusste sie, dass die Masken echt und die Monster, die sich dahinter verbargen, bösertige, blutrünstige Killer waren.

Na ja, nicht alle.

Gabriel nicht.

Beim Gedanken an ihn machte ihr Herz einen kleinen Satz: Seine dunklen Augen, das winzige Grübchen an seinem Mundwinkel, wenn er sie anlächelte, und wie er in der Nacht von Miss Holdens Ermordung ausgesehen hatte ... Sie hatten nebeneinander auf dem Dach von Mr Sheldons brennendem Haus gestanden. Gabriel hatte ihre Hand gepackt und sie mit sich in die Tiefe gerissen. Er hatte so verletzlich ausgesehen, aber trotzdem immer noch unglaublich sexy. Wie war das möglich?

April schnaubte. Neuerdings war alles möglich. Ihre Schule – das superschicke Ravenwood in Highgate Hill – war von Vampiren verseucht, diente als Fassade für ein globales Verschwörernetz gemeiner Blutsauger, und, ach ja, es hatte sich herausgestellt, dass April selbst eine »Furie« war, eine Art gnadenlose Vampirschlächterin, deren Blut so ziemlich die einzige Substanz auf dem Planeten war, das die Untoten zurück ins Jenseits befördern konnte.

Sie stand an einer Weggabelung und sah sich nervös um. Sie wollte auf keinen Fall in irgendeiner gruseligen Sackgasse landen, umgeben von Gräbern wildfremder Menschen. Ängste wie diese hatte sie in den vergangenen Monaten schon mehr als genug durchlebt. In diesem Moment ertönten Schritte hinter ihr. Sie wandte sich um.

»Möchten Sie auch zum Begräbnis von Annabel Holden?«, erkundigte sich ein Mann in einem langen schwarzen Mantel.

»Onkel Peter!«, rief April. »Was machst du denn hier?«

»Gütiger Himmel, April«, stieß der Mann sichtlich verblüfft hervor. »Ich habe dich von hinten gar nicht erkannt. Bist du auch mit dem Zug aus London hergefahren?«

Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand durch sein schlohweißes Haar. Er wirkte ein klein wenig angespannt und verwirrt.

»Ja, ich bin gerade eingetroffen«, antwortete April. »Alles in Ordnung?«

»Oh ja.« Er polierte seine Brille mit dem Krawattenzipfel. »Ich bin nur ein bisschen ... na ja, die Aussicht auf die Beerdigung ist nicht gerade erfreulich.«

Das kannst du laut sagen, dachte April. Auch sie war alles andere als versessen darauf, Miss Holdens Angehörigen in die Arme zu laufen. Sie hatte schreckliche Gewissensbisse wegen ihrer einstigen Lehrerin. Aber jetzt hatte sie zumindest jemanden an ihrer Seite, der ihr wohlgesonnen war. Peter Noble, der Herausgeber einer Londoner Zeitung, war ein uralter Freund ihres Vaters und – jetzt, wo sie darüber nachdachte – einer der wenigen netten Menschen, denen sie bei seinem Begräbnis vor einem halben Jahr begegnet war. *Du meine Güte, ist Daddy tatsächlich erst seit sechs Monaten tot?* Der Tag, an dem sie ihn in einer Blutlache gefunden hatte, schien eher ein halbes Jahrhundert zurückzuliegen.

»Weißt du zufällig, wo die Trauerfeier stattfindet?«, fragte April. »Ich fürchte, ich habe mich verlaufen.«

Peter rang sich ein Lächeln ab. »Das passiert hier ganz schnell. Der Friedhof erstreckt sich über eine Länge von fünf Meilen. Aber soweit ich weiß, geht es hier entlang.«

Er führte sie über einen Kiesweg zu ihrer Linken, vorbei an überwucherten Gräbern. Düstere Stille hing zwischen ihnen. Aber wie sollte man auch in Plauderlaune sein, wenn man sich auf dem Weg zum Begräbnis einer jungen Frau be-

fand, die von einem durchgeknallten Vampir zuerst gefoltert und schließlich getötet worden war?

»Weißt du, wieso es hier so wenige Gräber gibt?«, fragte April und ließ den Blick über die offenen Felder links und rechts von ihnen schweifen. »Ich dachte, der Friedhof wäre bis zum letzten Platz voll.«

»Das ist er auch«, antwortete Peter. »Hier liegen rund 150 000 Menschen begraben. Siehst du diese Einbuchtungen in der Erde? Das sind die Gräber. Direkt darunter liegen noch all die Knochen und Schädel.«

April erschauerte und starrte auf ihre Füße. Vielleicht trampelte sie ja in dieser Sekunde über irgendeine arme Seele hinweg. Eigentlich sollte sie an so etwas gewöhnt sein, schließlich besuchte sie regelmäßig das Grab ihres Vaters auf dem Highgate Cemetery, andererseits hatte sie stets das dumpfe Gefühl gehabt, dass William Dunne der einzige Mensch war, der dort auch wirklich begraben lag.

»Aber wieso gibt es denn keine Grabsteine?«

Peter zuckte mit den Schultern. »Sie wurden entfernt.«

»Entfernt?«

Er nickte.

»Man kann ein Grab immer nur für einen bestimmten Zeitraum mieten. Nach Ablauf dieser Zeitspanne wird der Platz an jemand anderen vergeben. Es ist ein Geschäft wie jedes andere auch.«

»Igit! Das heißt also, die Leute werden übereinander begraben?«

»Das klingt eklig, ich weiß, aber so wurde es schon immer gemacht. Als die Leute noch in kleinen Dörfern gewohnt haben, wurden alle Verstorbenen auf dem Friedhof hinter der Kirche begraben. Hätte jeder seinen eigenen Platz, würde der Platz ja niemals ausreichen.«

»Woher weißt du das alles?«

»In meinem Alter verbringt man eine Menge Zeit bei Begräbnissen, April.«

April nickte. Dasselbe könnte sie auch von sich behaupten. Schweigend gingen sie weiter, bis sie um eine Ecke bogen und ein Grüppchen schwarz gekleideter Trauergäste vor der gedrungenen Kapelle aus Ziegelstein am Ende des Pfads ausmachten. April zögerte. Am liebsten hätte sie auf dem Absatz kehrtgemacht.

»Wieso bist du eigentlich hier, Onkel Peter?«, fragte sie, um beim Anblick der feindseligen Gesichter ein wenig Zeit zu schinden. »Du kanntest Miss Holden doch gar nicht, oder?«

»Annabel kannte ich nicht besonders gut, aber ihren Vater sehr wohl. Die Familie stammt aus der Gegend, deshalb wird sie auch hier draußen beerdigt. Annabel war in den letzten Jahren meine Anlaufstelle, wenn ich über ein geschichtliches Thema schreiben musste. Ich glaube, sie wusste mehr über Geschichte als jeder andere Mensch, den ich kannte. Was für ein Verlust.«

April blickte wieder zur Kapelle hinüber.

»Ja, das stimmt.«

Peter berührte ihren Arm.

»Das muss sehr schlimm für dich sein. Aber du musst nicht hineingehen, wenn du nicht willst.«

»Oh doch, das muss ich. Wir haben uns zwar nur ein paar Mal getroffen, aber sie war immer sehr nett zu mir. Zumindest für ihre Begriffe.«

Peter lachte leise.

»Sie konnte ein bisschen schroff sein, das ist wahr. Aber das ist unter Akademikern ziemlich verbreitet. Diese Menschen haben immer nur mit Namen, Daten und Orten zu tun, deshalb ist der Umgang mit richtigen Menschen oft eine ziemliche Herausforderung für sie.«

»Aber sie hat versucht, mir zu helfen. Das rechne ich ihr hoch an. Und das, obwohl sie die ganze Zeit wusste, dass sie deswegen Schwierigkeiten bekommen könnte. Und jetzt ...«

Am liebsten hätte April kehrtgemacht und wäre geflohen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Hast du Angst, die Leute könnten dich schief ansehen?«, fragte Peter mit sanfter Stimme.

»Nein, ich habe Angst, dass sie mir *Vorwürfe* machen.«

Wieder strich er behutsam über ihren Arm.

»Soweit ich weiß, wurde Annabel von einem irren Schüler getötet, der sich danach mit einem Kanister voll Benzin übergossen und selbst angezündet hat. Was soll das mit dir zu tun haben?«

April wandte den Blick ab. Natürlich war sein Versuch, sie aufzumuntern, lieb gemeint, aber Peter war nicht dabei gewesen. Er hatte Benjamins Gesicht in dieser Nacht nicht gesehen, jenen schauerlichen Moment nicht erlebt, als er sich mit dem Furien-Virus angesteckt hatte – jenem tödlichen Virus in Aprils Blut.

»Aber ich war dabei, Peter ...«

»Kein Aber, April. Du kannst dich nicht weiter mit Vorwürfen quälen, nur weil ein verrückter Junge versucht hat, dich in seine kranke kleine Welt hineinzuziehen. Annabels Tod ist eine Tragödie, daran gibt es keinen Zweifel, und sie wird den Menschen in dieser Kirche gewiss sehr fehlen, aber all das ist nicht deine Schuld. Du hättest es ebenso wenig beeinflussen können, wie du etwas am Wetter beeinflussen kannst.«

Nickend hakte sie sich bei Peter unter und ging langsam auf die Kapelle zu. Es war reizend von ihm, andererseits war Onkel Peter Journalist und daran gewöhnt, mit harten Fakten umzugehen. Wie sollte er je verstehen, was in diesem Haus vorgefallen war? Dass Mr Sheldon, der ehemalige

Rektor von Ravenwood, den Befehl gegeben hatte, sie zu töten. Dass sie für den Tod von Benjamin Osbourne, einem ihrer Blutsauger-Klassenkameraden, verantwortlich war. Und dass Gabriel – wieder einmal – um ein Haar sein Leben geopfert hatte, nur um sie zu retten.

»Welche der Trauergäste sind ihre Angehörigen?«, flüsterte April, als sie sich in eine Bank im hinteren Teil der Kirche setzten.

»Sie sitzen vorn in der ersten Reihe«, antwortete er und tätschelte ihr die Hand. »Keine Sorge, ich glaube nicht, dass sie wissen, wer du bist.«

Das war ein schwacher Trost. *April* wusste, wer sie war und was sie getan hatte. Um sich von ihren düsteren Gedanken abzulenken, ließ sie den Blick über die Mauern schweifen und entdeckte eine Fülle an Namen von Männern aus der Gemeinde, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren, jenem »Krieg zur Beendigung aller Kriege«, wie H.G. Wells es damals bezeichnet hatte.

Tja, das war ja nicht gerade ein durchschlagender Erfolg, was?, dachte April und bekam sofort Gewissensbisse wegen ihres Sarkasmus. All die vielen Männer, die dort genannt wurden, hatten ihr Leben für ihr Land geopfert. Allein die Tatsache war schon unendlich traurig, viel schlimmer jedoch war die Vorstellung, wie sie von Kugeln oder Granatsplittern zerfetzt worden waren, und die Tatsache, dass sie alle so viele geliebte Menschen hinterlassen hatten, Mütter, Väter, Schwestern, Verlobte. Wie wäre es wohl bei ihr? Würden Caro und Fiona zu ihrer Beerdigung kommen? Gabriel? Würde an irgendeiner Mauer »April Dunne« geschrieben stehen, als Mahnmal für ihre Tapferkeit und das Opfer, das sie gebracht hatte? Wie auch? Schließlich wusste niemand, was vor sich ging. Und welche Rolle spielte es schon, wenn man ohnehin tot war?

April zwang sich, nach vorn zu sehen, wo Miss Holdens Sarg vor dem Altar aufgebahrt war. Eines stand jedenfalls fest: Es hatte schon viel zu viele Tote gegeben. Von Alix Graves, dem Sänger, der in der Nacht von Aprils Ankunft in Highgate gestorben war, über Isabelle Davis, einem Mädchen, über dessen Leiche sie beinahe gestolpert war, bis hin zu ihrem Vater, der mit herausgerissener Kehle in ihren Armen sein Leben ausgehaucht hatte. Und das war nur der Anfang gewesen. Milo, Layla, Marcus – der durchgeknallte Marcus, der es gleich zweimal auf sie abgesehen hatte – und schließlich Miss Holden.

Die Zeremonie war sehr kurz und prägnant gehalten: Zwei Lesungen von einem Cousin und einer Tante, ein Segensspruch des Pfarrers, der betonte, wie selbstlos Annabel Holden gewesen war, Lehrerin aus Leidenschaft, Schwester, Freundin und ein Mensch, auf den man stets zählen konnte. April wusste, dass dies nicht immer der Fall gewesen war – zumindest, was sie selbst betraf –, trotzdem kullerten ihr die Tränen über die Wangen, als der Pfarrer zum Psalm 23 anhob:

*Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück,
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.*

Dann traten die Sargträger nach vorn und trugen den Sarg in einer feierlichen Prozession ins Freie, wo bereits ein Leichenwagen wartete. Peter trat zu einem der Trauergäste, um mit ihm zu sprechen, deshalb blieb April allein zurück und schloss sich langsam dem Trauerzug an, der sich in Bewegung setzte, um der Verstorbenen zu ihrer letzten Ruhestätte zu folgen.

Erleichtert stellte April fest, dass Miss Holden in einer ruhigen Ecke bestattet werden würde, trotzdem gelang es ihr nicht, Peters Erklärung über die unter der Erde aufgehäuften Leichen zu verdrängen. Wurde Miss Holden nun ebenfalls eine von ihnen? Genauso wie eines Tages all die Menschen, die sich um ihr offenes Grab versammelt hatten? Würden auch sie als ein Haufen Rippen, Schienbeine und Schädel enden, die wieder und wieder in der Erde umgegraben wurden, wenn die Totengräber ein frisches Grab aushoben? Obwohl sie wusste, dass Begräbnisse dazu dienen sollten, mit dem Tod eines geliebten Menschen abzuschließen, dem Sinnlosen einen gewissen Sinn zu geben, fühlte April sich betrogen. Einer der wenigen Menschen, der ihr zu helfen versucht und verstanden hatte, was sie durchmachte, wurde gerade in diesem Loch in der Erde verscharrt. Nun war sie ganz allein.

Meine Güte, werde endlich erwachsen, April.

Sie lächelte, als Miss Holdens Stimme in ihren Gedanken widerhallte. Peter hatte völlig recht – soziale Kompetenz war nicht gerade Miss Holdens Stärke gewesen, doch ihre Leidenschaft und ihre tiefe Überzeugung konnte niemand leugnen. Annabel Holden war eine sogenannte Wächterin gewesen, ein Mitglied eines uralten Geheimbunds, der es sich zum Ziel gemacht hatte, sämtliche Vampire auf der Welt auszulöschen. Sie war diejenige gewesen, die April erklärt hatte, was es bedeutete, die Furie zu sein. Von ihr hatte sie erfahren, wie sie mit einem einzigen Kuss den dünnen Lebensfaden eines Vampirs für immer zerreißen konnte – eine ganz hervorragende Eigenschaft für einen Vampirkiller, aber nicht unbedingt das, was sich ein Junge von seiner Freundin erhoffen würde.

Aber Miss Holden hätte nicht zugelassen, dass April sich in Selbstmitleid suhlte. Stattdessen hätte sie ihr gesagt, sie solle gefälligst die Zähne zusammenbeißen und die Sache

eben durchstehen. Schließlich hatte keiner behauptet, dass sie Gefallen daran finden musste. Vor die Wahl gestellt, eine Art Gegengift für eine Horde geheimnisumwitterter Ungeheuer oder eine gewöhnliche Einserschülerin zu sein, hätten sich wohl die meisten nicht für die Variante entschieden, bei der sie Gefahr liefen, bei lebendigem Leib zerfetzt zu werden. Aber diese Wahl hatte April nicht. Vielmehr hatte sie eine Aufgabe: Zumindest Gabriel musste sie aus dieser Hölle des Vampirdaseins befreien. Und wenn sie im Zuge dessen auch gleich noch die Verschwörung in Ravenwood aufdecken und herausfinden könnte, wer ihren Vater ermordet hatte – umso besser. Jedenfalls hatte sie schon viel zu viel Zeit damit vergeudet, untätig hier herumzustehen. Es war höchste Zeit, nach London zurückzukehren. Gerade als sie sich abwandte und den Weg zum Bahnhof einschlagen wollte, trat ein Mädchen in einem schwarzen Kleid auf sie zu. Sie war hübsch, Ende zwanzig und sehr bleich und ernst.

»April Dunne?«, fragte sie.

»Ja?«

April spürte das Brennen auf ihrer Wange, noch bevor sie die Bewegung registriert hatte. Verblüfft wich sie zurück, während der Schmerz auf ihrer Haut zu explodieren schien.

»Arrogantes Miststück«, fauchte das Mädchen. »Wie kannst du es wagen, hierherzukommen?«

April stammelte eine Entschuldigung, als eine grauhaarige Frau in einem langen schwarzen Mantel und einer Pelzmütze herüberkam und dem Mädchen eine Hand auf die Schulter legte.

»Komm, Samantha, das ist jetzt nicht der richtige Augenblick«, sagte sie mit fester Stimme.

»Nein?«, schrie das Mädchen und versuchte erneut, auf April loszugehen. »Sie hat Annabel auf dem Gewissen. Weshalb bist du hergekommen? Um deinen Triumph auszukos-

ten?« Sie starrte die alte Frau an. »Aber dir scheint das ja völlig egal zu sein, was?«

»Natürlich nicht, Sam. Du weißt genau, dass es mir nicht egal ist, genauso wenig wie den anderen. Aber du weißt auch, dass Annabel sich dieses Leben selbst ausgesucht hat. Sie hat sich aus freien Stücken dafür entschieden.«

»Aber hätte sie nicht ...«

»Es gibt so viele Wenss und Abers, Samantha«, warf die alte Frau beschwichtigend ein. »Und keines davon macht sie wieder lebendig. Wieso wartest du nicht im Wagen? Ich komme gleich nach, okay?«

Mit einem vernichtenden Blick in Aprils Richtung machte sie kehrt, nickte und ging davon.

Die Frau verzog das Gesicht zu einem dünnen Lächeln.

»Ich kann mich nur entschuldigen«, sagte sie. »Bei Gelegenheiten wie dieser können die Gefühle schon einmal mit einem durchgehen. Man sucht zwangsläufig jemanden, dem man die Schuld an allem geben kann.«

»Das verstehe ich, wirklich.« April berührte ihre glühende Wange und wand sich unbehaglich unter dem eindringlichen Blick der alten Frau. Sie verströmte unübersehbar Chic und Eleganz, als wäre sie einst eine gefeierte Schauspielerin gewesen oder gehörte einem niedrigen Adelsgeschlecht an.

»Entschuldigen Sie, aber ich habe mich Ihnen nicht vorgestellt«, sagte sie und streckte April die Hand hin. »Ich bin Elizabeth Holden, Annabels Mutter.«

April fiel die Kinnlade herunter.

»Oh Gott, das tut mir ... aufrichtig leid ...«, stammelte sie und schüttelte Mrs Holden die Hand. »Ich hatte ja keine Ahnung. Ich meine ...«

Mrs Holden lächelte freundlich und berührte Aprils Arm.

»Wollen wir ein Stück zusammen gehen?« Sie nickte in Richtung des Kieswegs, und April folgte ihr beklommen zu-

rück zur Kapelle. Seit dem surrealen Vorfall im Büro des Rektors hatte sie jede Nacht im Geiste den brutalen Tod von Annabel Holden noch einmal durchlebt – an Mr Sheldons Schreibtischstuhl gefesselt, während Benjamin Osbourne, dessen Gesicht zu einer hässlichen Vampirfratze verzerrt war, sie mit dem Feuerzeug gequält hatte. Zumindest war ihr der Anblick erspart geblieben, wie Benjamin ihr die Kehle aufgeschlitzt hatte, doch dank ihrer blühenden Fantasie hatte sie die Bilder klar und deutlich vor sich gesehen – normalerweise war dies der Moment, wenn sie japsend und tränenüberströmt aus ihrem Albtraum schreckte.

»Als Annabel in Ihrem Alter war«, sagte die alte Dame nach einer Weile, »wollte sie auch nichts mit den Vampiren zu tun haben.«

April sah sie verblüfft an.

»Oh ja, ich weiß alles darüber«, fuhr Mrs Holden fort. »Unsere Familie gehört seit Generationen zu den Wächtern. Ich habe Annabel angefleht, ihnen nicht beizutreten ... aber nun ja, mir ist klar, wer die Schuld an ihrem Tod trägt. Sie.«

»Die ... äh ...« April brachte es nicht über sich, das Wort laut auszusprechen.

»Genau, April. Die Vampire. Deshalb habe ich niemanden aus Ravenwood zum Begräbnis eingeladen. Ich wollte nicht, dass sie auftauchen und sich in ihrem Triumph aalen.«

»Und wieso wurde ich eingeladen?«

Elizabeth Holden lachte leise. »Weil ich Sie kennenlernen wollte, natürlich«, antwortete sie. »Ich wollte die Furie mit eigenen Augen sehen.«

Aprils Herz zog sich zusammen.

»Sie wissen also ...«

»Natürlich weiß ich Bescheid, April. Ich weiß alles. Und am allerwichtigsten war mir, zu erfahren, weshalb meine Tochter ermordet wurde.«

»Oh Gott. Es tut mir so leid, Mrs Holden, aber ich ...«

»Ist schon gut, April. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Was ich vorhin zu Samantha gesagt habe, war die Wahrheit: Annabel war eine erwachsene Frau, die ihre eigenen Entscheidungen getroffen hat, selbst wenn sie sie in Gefahr gebracht haben. Ich habe meinen Mann in diesem verdammten Krieg verloren und hatte weiß Gott mehr als genug Zeit, meinen Frieden damit zu schließen.«

Sie wandte sich April mit einem betäubten Lächeln zu.

»Sie dagegen hatten keine andere Wahl, sondern haben sich vermutlich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt.«

»Ja«, antwortete April erleichtert. »So in der Art.«

»Ich wünschte, ich könnte Sie trösten, Ihnen sagen, dass alles gut wird, aber vermutlich wäre das nicht allzu überzeugend, wenn man bedenkt, wo wir hier sind.«

»Nein, vermutlich nicht.«

Wieder musterte Mrs Holden April durchdringend.

»Hören Sie mir zu, April. Was ich Ihnen jetzt sage, ist sehr wichtig. Sie müssen gegen sie kämpfen.«

»Ich ... ich versuche es ja.«

»Nein, es zu versuchen, ist nicht genug. Sie müssen sie um jeden Preis bekämpfen und besiegen, sonst war alles umsonst.«

Ihre Züge wurden ein wenig weicher.

»Es tut mir leid, wenn ich Sie so hart angehe, und ich weiß, dass Sie das nicht hören wollen. Ich weiß auch, dass ich für Sie bloß ein altes Weib bin, aber ich erinnere mich noch genau daran, wie es ist, in Ihrem Alter zu sein. Wahrscheinlich wollen Sie mit all dem nichts zu tun haben, aber Sie können es nicht ändern, April. Sie sind etwas ganz Besonderes, mein Mädchen, etwas ganz Besonderes.«

»Aber ich fühle mich nicht so.«

»Ich weiß, aber das kommt noch. Das wird es. Möglicher-

weise heißen Sie Ihre Fähigkeiten nicht mit offenen Armen willkommen, das würde ich an Ihrer Stelle auch nicht tun, aber Sie haben sie nun mal und müssen sich Ihrer Aufgabe stellen.«

»Das will ich auch, aber an Tagen wie heute ist es alles ein bisschen viel.«

Elizabeth Holden lächelte mitfühlend.

»Ja, das ist mir klar. Aber ...« Sie griff in ihre Tasche und zog eine Karte heraus. »Ich habe Ihnen meine Nummer und meine Adresse aufgeschrieben. Sollten Sie jemals darüber reden oder sonst Ihr Herz ausschütten wollen, rufen Sie mich an, okay? Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass ich Antworten für Sie habe, aber zumindest weiß ich, was hier vor sich geht. Bestimmt ist es sehr schwer für Sie, alles allein bewältigen zu müssen. Jedenfalls hat Annabel es immer so empfunden.«

»Aber sie hatte doch die Wächter hinter sich, oder nicht?«

Elizabeth Holdens Züge verdüsterten sich. Am liebsten hätte April den Blick abgewandt, traute sich jedoch nicht. »Denken Sie immer daran, April – Sie dürfen niemandem trauen. Seien Sie immer misstrauisch, jedem gegenüber. Ihren Freunden, Ihrer Familie, und vor allem uns gegenüber.«

»Uns?«, wiederholte April stirnrunzelnd. »Sie sind auch Wächterin?«

»War. Oh, ich habe ihren Eid abgelegt und mich von ihren Redekünsten einwickeln lassen. Ich war jung, frisch verheiratet und so verliebt in meinen Mann. Alles, was er gesagt hat, erschien mir so wunderbar. Aber ... diese Dunkelheit, April. Die Wächter hüten ihre Geheimnisse, und wo Geheimnisse sind, dort sind auch Macht und Täuschung, zwei sehr gefährliche Dinge. Sie sind nicht so, wie sie scheinen.«

April war nicht sicher, wie sie die alte Frau einschätzen

sollte, aber eines stand fest: Sie konnte sich den Vampiren nicht ganz allein in den Weg stellen.

»Ich brauche Hilfe«, sagte sie.

Die alte Frau nickte.

»Dann wählen Sie Ihre Freunde mit Bedacht, April.«

Zweites Kapitel



Auf dem Weg zurück zum Bahnhof war April noch bedrückter als am Morgen. Wieso musste immer alles so kompliziert sein? Wieso konnte nicht einfach jemand kommen und »Hey, April, vergiss den Blödsinn mit der Furie. Ich kümmerge mich darum. Geh du nur nach Hause und sieh dir bei einer Tafel Toblerone eine schöne Serie im Fernsehen an« sagen? Stattdessen schien pausenlos alle Welt etwas von ihr zu verlangen, und jeder verfolgte gnadenlos seine eigenen Ziele. Sie seufzte. Im Vergleich dazu war der Umgang mit den Vampiren das reinste Kinderspiel: Sie wollten dich entweder für ihre fiesen Intrigen einspannen, die sie in Ravenwood ausbrüteten, oder aber dein Blut trinken. Das war nicht gerade angenehm, aber immerhin wusste man, woran man war. April bog um eine Ecke, als ihr Blick auf eine Gestalt im Schatten eines Baums fiel.

»Gabriell!«, rief sie, stürzte auf ihn zu und warf ihm die Arme um den Hals. Er fühlte sich so gut an, und sein Geruch erst ...

»Hey, meine Schönheit«, sagte er grinsend und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Was tust du denn hier?«

»Ich dachte, du könntest Begleitung gebrauchen.«

»Du hast ja keine Ahnung, wie sehr ich die gebrauchen kann«, gab sie zurück. »Du hast *keine* Ahnung.«

Schweigend saßen sie im Zug nach London und blickten auf die vorbeifliegende Landschaft. William Dunne war stets ein leidenschaftlicher Eisenbahnfan gewesen; April hatte ihn sogar damit aufgezogen und gemeint, er sei der reinste Trainspotter, dem bloß noch die Kamera fehle, aber insgeheim hatte sie die Ausflüge in vollen Zügen genossen. Sie waren an Gärten vorbeigefahren und hatten Spekulationen darüber angestellt, wer dort wohl wohnen mochte: Zauberer, Riesen oder ein berühmter Popstar. Oder sie hatten komplizierte Varianten von »Ich sehe was, was du nicht siehst« mit Farben, Vokabeln und Geräuschen gespielt.

Oh Daddy, wieso musstest du sterben?

April blinzelte gegen die Tränen an und drückte Gabriels Hand ein wenig fester. Sie wollte nicht weinen, nicht jetzt. Nicht, wenn sie sich so sicher fühlte, eng an den Mann gekuschelt, den sie über alles liebte. Vermutlich war ihr Miss Holdens Begräbnis mehr an die Nieren gegangen, als sie gedacht hatte.

Es waren einfach zu viele Begräbnisse in letzter Zeit gewesen. Sie dachte an Detective Chief Inspector Johnstons Worte: *»Es sterben weiterhin Menschen, Miss Dunne«*, hatte er gesagt.

Lag es an ihr? Bedeutete ihre Existenz als Furie, dass sie den Tod als ihren ständigen Begleiter hinnehmen musste? Musste sie sich damit abfinden, dass er stets an ihrer Seite war und all jene heimsuchte, die ihr nahestanden? *Auch jemanden wie ihn?*, dachte sie und sah Gabriel an. Eines der Bilder, die ihr nachts den Schlaf raubten, flackerte vor ihrem inneren Auge auf: Gabriel, wie er mehr tot als lebendig und mit benzindurchtränkten Kleidern in dem brennenden Haus lag und sie anflehte, ihn zurückzulassen. Was, wenn sie ihn nicht aufs Dach gezerrt hätte? Allein die Vorstellung war unerträglich.

»Kann ich dich etwas fragen, Gabriel?«

»Klar, alles, was du willst.«

»Was hast du in dieser Nacht in Sheldons Haus gemacht?«

Er sah sie erstaunt an.

»Du meinst, in der Nacht des Brands?«

»Natürlich. Wann sonst?«, erwiderte sie eine Spur schärfer als beabsichtigt. »Wieso wolltest du ganz allein zum Regen gehen? Wieso hast du mir nicht gesagt, was du vorhast?«

Er lächelte flüchtig.

»Weil du sonst versucht hättest, mich davon abzuhalten.«

»Aber ich hätte doch nicht ...«

»Doch, hättest du. Du hättest gesagt, es sei zu gefährlich oder, was noch wahrscheinlicher ist, du hättest von mir verlangt, dass ich dich mitnehme. Und das konnte ich auf keinen Fall tun. Zumindest nicht, ohne dich in Gefahr zu bringen. Außerdem bin ich nicht mit der Absicht hingefahren, mich schnappen und an einen Stuhl fesseln zu lassen, sondern ich dachte, ich könnte mit ihm reden und eine Art Übereinkunft mit ihm treffen. Aber dann hat sich herausgestellt, dass er längst wusste, wer ich bin.«

April nickte nachdenklich. »Aber was ist passiert, als du hingekommen bist? Ich meine, wie kam es, dass sie dich schnappen und an diesen Stuhl fesseln konnten?«

Diese Frage beschäftigte April schon eine ganze Weile. Benjamin hatte ihm aufgelauert, gut und schön, aber wie hatten sie einen ausgewachsenen Blutsauger so mühelos überwältigen können? Noch dazu einen, der vor Wut kochte?

Gabriel runzelte die Stirn, als denke er angestrengt nach. »Ich ... ich weiß es nicht genau«, sagte er. »Vermutlich habe ich mir bei dem Sprung vom Dach irgendwo den Kopf gestoßen. Ich erinnere mich nur ganz verschwommen an alles.«

Er nahm ihre Hände und blickte sie aus dunklen, eindringlichen Augen an.

»Es tut mir schrecklich leid, dass ich dir nichts Genaues sagen kann. Ich weiß auch, dass ich in den letzten Monaten nicht immer der Zuverlässigste war, aber von jetzt an gehöre ich allein dir – zu hundert Prozent. Als der Regent dich in dem Flammenmeer weggeschleppt hat, dachte ich schon, ich hätte dich für immer verloren. So etwas will ich nie wieder erleben. Das könnte ich nicht ertragen. Ich will nie wieder von dir getrennt sein. Okay?«

April war regelrecht schwindlig vor Glück.

»Ja. Das klingt gut«, sagte sie grinsend.

Er küsste sie, ihren Hals, ihre Wangen. Es war schrecklich, sich nicht auf den Mund küssen zu können, aber wenn sie es täte, würde ihn das Virus von innen heraus zerstören. *Deshalb muss ich mich wohl oder übel damit begnügen*, dachte sie, als Gabriel seine Arme um sie schlang. Sie konnte Gabriels Schutz gerade wirklich gut gebrauchen – in Anbetracht ihrer jämmerlichen Versuche, auf sich selbst aufzupassen. Wann immer sie in seiner Nähe war, fühlte sich alles richtig an. Na ja, nicht alles – sie lebte inmitten von Ungeheuern, die sie am liebsten bei lebendigem Leib abfackeln wollten –, doch von diesem Detail einmal abgesehen, war es das schönste Gefühl auf der Welt, seine Hand in ihrer zu spüren.

»Wohin fahren wir?«, fragte Gabriel. »Soll ich dich zurück nach Covent Garden begleiten?«

»Nein, ich will nach Highgate. Ich war schon eine ganze Woche nicht mehr bei meinem Dad.«

»Klar.« Er öffnete die Waggontür und ging vor ihr her die Treppe zur U-Bahn hinunter. April brauchte die regelmäßigen Besuche am Grab ihres Vaters, auch wenn es noch so gruselig auf dem Friedhof sein mochte. Selbst wenn es verrückt klang, hatte sie manchmal den Eindruck, als sei ihr Vater der Einzige, der verstand, was hier vor sich ging. William Dunne war tot – niemand wusste das besser als April –,

trotzdem genoss sie die Stunden in vollen Zügen, wenn sie an seinem Grab saß, mit ihm plauderte, ihm erzählte, was vorgefallen war, und sich ausmalte, was er darauf erwidern, welchen Rat er ihr geben würde. Heute würde er ihr höchstwahrscheinlich ans Herz legen, sich keine allzu großen Sorgen wegen Gabriel zu machen. Und schon gar nicht wegen morgen, wenn sie das erste Mal wieder in die Schule ging. Zu Lebzeiten waren William Dunnes Ratschläge stets Gold wert gewesen, folglich gab es keinen Grund, weshalb es inzwischen anders sein sollte, oder etwa nicht?

In Archway durchquerten sie die Wohnsiedlung in der Nähe des Krankenhauses und umrundeten den unteren Teil des Friedhofs. Selbst nach all den Monaten überkam April beim Anblick all der Grabsteine jenseits des schwarzen Eisenzauns jedes Mal ein mulmiges Gefühl; weniger, weil ihr Vater dort begraben lag, sondern eher wegen der Erinnerung an jenen Abend, als Gabriel sie herausgeschafft hatte – dem Abend von Isabelles Ermordung.

»Erinnerst du dich an den Abend, Gabriel, als wir uns das erste Mal begegnet sind?«

»Am Pond Square?«

Sie starrte ihn verblüfft an.

»Das warst du? Ich war mir da nie ganz sicher.«

Gabriel lächelte, und seine dunklen Augen funkelten.

»Damals habe ich dich das erste Mal gesehen«, sagte er und strich ihr zärtlich das Haar aus dem Gesicht. »Und ich wusste, dass ich noch nie vorher eine so schöne Frau gesehen hatte.«

April spürte, wie die Schmetterlinge in ihrem Bauch abhoben. Oh Gott, wie sehr sie sich danach sehnte, ihn zu küssen.

»Wieso bist du dann so schnell verschwunden?«

Er lachte. »Deine Mutter ist aufgetaucht, schon vergessen?«

Ich hatte so eine Ahnung, dass sie nicht gerade begeistert gewesen wäre, einen wildfremden Kerl um ihr Haus schleichen zu sehen. Und ich hatte völlig recht damit.«

»Oh, ich glaube, inzwischen hat sich ihre Feindseligkeit gelegt. Dass du mir so oft das Leben gerettet hast, hat bestimmt geholfen.«

Leider hatte sich Aprils Verhältnis zu ihrer Mutter in den letzten Wochen nicht gerade gebessert. Seit Silvias Geständnis, dass sie mit Robert Sheldon eine Affäre gehabt hatte, schaffte es April kaum, sich im selben Zimmer mit ihr aufzuhalten. Deshalb war sie zu ihrem Großvater nach Covent Garden gezogen. Das war zwar nicht gerade die Ideallösung, aber was war in ihrem Leben schon ideal?

»Nein, ich meinte den Abend von Isabelles Tod«, sagte April, als sie die Swain's Lane erreichten. »Was ist damals passiert? Das hast du mir nie genau erzählt.«

Seine Züge verdüsterten sich. »Ich weiß es nicht.«

April war bewusst, dass sie lieber nicht darauf herumreiten sollte, aber irgendetwas stimmte hier nicht. Und dass Gabriel so zögerlich war, bestärkte sie in ihrem Eindruck.

»Ich muss nur immer wieder an Benjamins Andeutung denken, du hättest etwas mit Isabelles Tod zu tun.«

»Ich habe versucht, ihr zu helfen, April.« Ein Anflug von Verärgerung lag in Gabriels Stimme. »Aber auf diesem Friedhof war irgendetwas Böses. Ich habe versucht, sie von dort wegzubringen, genauso wie ich es mit dir gemacht habe. Aber da war etwas, im Dunkeln, etwas Gemeines. Etwas zutiefst Böses. So etwas hatte ich noch nie zuvor gespürt.«

»Aber was ist mit dem, was Sheldon ...«

»Dieses Dunkle«, fuhr Gabriel leise fort, als spreche er mit sich selbst. »Es war wie eine Decke, ein Nebel, der sich über mich gelegt hat und den ich nicht durchdringen konnte. Ich habe mich so machtlos gefühlt. Keine Ahnung, was passiert

wäre, wenn ich dich nicht von diesem Friedhof weggeschafft hätte. Und selbst jetzt ...«

April hob einen Finger.

»Entschuldige, Gabe. Da ...«

Sie zeigte auf einen weißen, halb auf dem Bürgersteig geparkten Transporter und den Streifenwagen ein Stück die Straße hinauf.

»Was machen die denn hier?«, fragte sie und setzte sich in Bewegung. »Komm!«

Am Friedhofstor stand ein Streifenpolizist. Er hatte sich im Türrahmen der Miniaturkapelle postiert, die als Verwaltung diente, und redete mit Miss Leicester, der sauertöpfischen Friedhofsmitarbeiterin. Selbst an ihren besten Tagen lag ein missbilligender Ausdruck auf ihrem Gesicht, doch nun schien sie ernsthaft wütend zu sein.

»Entschuldigung«, sagte April, »aber was ist hier los? Ist etwas passiert?«

»Hier gibt's nichts zu sehen, Schätzchen«, erklärte der Streifenbeamte. »Der Friedhof ist geschlossen. Gehen Sie bitte weiter.«

»Miss Leicester?«, rief April über seine Schulter hinweg. »Was ist denn passiert?«

Die alte Frau flüsterte dem Polizisten etwas zu, dann tauschten die beiden einen vielsagenden Blick.

»Ich rufe lieber mal den Boss«, meinte der Polizist und zog sein Funkgerät heraus.

Miss Leicester sah sie mitfühlend an, was Aprils Besorgnis noch mehr schürte. Miss Leicester gehörte nicht zu den Menschen, denen andere sonderlich am Herzen lagen. Für sie zählte nur, dass auf ihrem geliebten Friedhof alles sauber und ordentlich war. Wenn sie Mitgefühl zeigte, musste etwas Schlimmes passiert sein. Etwas sehr Schlimmes.

»Es gab da einen Vorfall«, erklärte sie verkniffen. Die Art

und Weise, wie sie das Wort »Vorfall« aussprach, ließ keinen Zweifel daran, was sie in Wahrheit damit sagen wollte – *Noch einer der Vorfälle, die sich ständig ereignen, seit du hier bist, April Dunne.* April konnte es ihr nicht verdenken.

»Was ist denn los?«, wollte Gabriel wissen.

»Vandalismus. Ein überaus bedauerlicher Vorfall blinder Zerstörungswut.«

April starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.

»Hat es etwas mit meinem Vater zu tun? Das hat es doch, stimmt's?«

Miss Leicester wandte sich wieder dem Polizisten zu.

»Vielleicht solltest du lieber warten, bis der ...«

Aber April wollte nicht warten. Sie schob sich an der alten Frau vorbei und lief, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf, ohne auf die Rufe hinter ihr zu achten. Was war hier los? Sie stürzte den Weg entlang zum Grab oben auf dem Hügel. Vandalismus? Was für eine Art von Vandalismus? Hatte jemand das Grab ihres Vaters geschändet? Als sie um die Ecke bog und auf das Familiengrab der Vladescus zustürmte, wäre sie um ein Haar mit einem Mann in einem Regenmantel zusammengestoßen.

»Mr Reece«, stieß sie atemlos hervor. »Was machen Sie denn hier? Was ist passiert? Miss Leicester sagte, es hätte einen Vorfall gegeben ... Vandalismus. Hat es etwas mit dem Grab meines ...«

»Schon gut, schon gut, beruhige dich«, sagte der Detective beschwichtigend. »Hol erst mal tief Luft, und dann versuchen wir, ganz ruhig zu bleiben, okay?«

Sie registrierte, dass Gabriel neben sie trat und den Arm um sie legte. Sie hob den Kopf und blickte in sein ernstes Gesicht.

»Bitte, Mr Reece, sagen Sie mir, was passiert ist.«

Der Detective ließ langsam den Atem entweichen.

»Okay. Am besten, ich zeige es dir.« Er führte sie den Weg entlang zu dem großen steinernen Mausoleum, vor dessen Eisentor ein zweiter Polizist postiert war. Das Tor stand offen. *Nein!*, dachte April. Es sollte doch geschlossen sein. Ihr Großvater und Miss Leicester waren die Einzigen, die einen Schlüssel zu der Grabstätte hatten. Wie konnte sie also offen stehen? April trat vor, doch DI Reece hielt sie zurück.

»Hier gibt es nichts zu sehen, April«, sagte er. »Du kannst nichts tun.«

»Was meinen Sie damit? Was ist mit ihm passiert?«

Sie riss sich los und lief zum Eingang.

»Daddy!«, schrie sie. Die Steine rings um die Tür waren herausgebrochen, und das eiserne Tor wies Dellen auf, als hätte jemand ein gewaltiges Gewicht dagegen gerammt. Über dem Namen Vladescu war mit roter Farbe etwas in einer Fremdsprache – Latein? – gesprüht worden. *Omnes fures mori*. Was zum Teufel hieß das? Der kleine Raum im Inneren war leer. Wo war sein Sarg?

DI Reece war kreidebleich, als er neben sie trat.

»W-wo ist er?«, stammelte April.

»Er ist weg, April. Dein Vater ist verschwunden.«

Drittes Kapitel



Detective Inspector Reece sah wie der Tod auf Latschen aus – einer von Dads Lieblingsprüchen, der April in diesem Moment wieder einfiel, auch wenn er an diesem Tag vielleicht nicht die allertreffendste Formulierung sein mochte. Reece wirkte grundsätzlich nicht wie das blühende Leben, doch als er nun in der Küche der Dunnes saß, machte er einen besonders ausgezehrten und ungepflegten Eindruck, so als hätte er in seinen Kleidern geschlafen. Vielleicht war es ja so.

»In den letzten Wochen wurden mehrmals Fälle von Vandalismus gemeldet«, sagte er und rührte seinen Kaffee um. »Umgekippte Statuen, mit Sprüchen verschmierte Grabsteine ... solche Dinge. Aber wenn ich ehrlich sein soll, haben wir die Vorfälle nicht allzu ernst genommen.«

Er hob den Kopf und sah zwischen April und ihrer Mutter hin und her. Silvia starrte ihn finster an, wohingegen sich April sichtlich unwohl in ihrer Haut fühlte. Seit der Auseinandersetzung mit ihrer Mutter am Morgen nach dem Brand hatte April keinen Fuß mehr in das Haus am Pond Square gesetzt. Jetzt, wo sie darüber nachdachte, fiel ihr auf, dass sie sogar kein Wort mehr mit ihr gewechselt hatte, doch DI Reece hatte darauf bestanden, mit ihr und ihrer Mutter gemeinsam zu sprechen. Also stand April mit vor der Brust gekreuzten Armen im Türrahmen, sorgsam darauf bedacht, ihr nicht in die Augen zu sehen, und versuchte, Reece mittels Willenskraft dazu zu bringen, zum Ende zu kommen.

»Sie haben sie nicht ernst genommen«, wiederholte Silvia mit eisiger Stimme.

April kannte den Ausdruck auf ihrem Gesicht nur allzu genau: Silvia war fuchsteufelswild. Und ausnahmsweise konnte sie ihr deswegen keinen Vorwurf machen.

»Was genau fällt denn bei Ihnen unter den Begriff *ernst*?«, bohrte sie weiter. »Ich vermute, dafür müsste schon jemand ermordet worden sein, ja? Oder sollte ich vielleicht eher *wieder* sagen? So arbeitet die Polizei heutzutage also? Einfach abwarten, bis jemand stirbt, und dann in aller Seelenruhe die Ermittlungen aufnehmen?«

Silvia Dunnes Stimme war leise und gefasst, aber April kannte ihre Mutter. Sie war wie eine Handgranate mit gezogenem Sicherheitsstift – sie konnte jederzeit und ohne Vorwarnung hochgehen. Vielleicht witterte Detective Reece die Gefahr und sprach deshalb in betont beschwichtigendem Tonfall.

»Ich verstehe, welchen Eindruck Sie von unserer Arbeit haben müssen, Mrs Dunne, aber Sie haben ja selbst gesehen, dass wir in den letzten Wochen mit erheblich ernsteren Vorfällen zu kämpfen hatten. Sie haben vollkommen recht; es wurden tatsächlich Menschen getötet, und genau auf diese Ermittlungen haben wir sämtliche verfügbaren Einsatzkräfte angesetzt.«

»Ach, tatsächlich?«, ätzte Silvia. »Und wie kommen Sie mit diesen Ermittlungen voran? Haben Sie herausgefunden, wer meinen Mann getötet hat? Ist es Ihnen gelungen, meine Familie vor weiteren Übergriffen zu schützen? Für mich sieht es nämlich ganz so aus, als tue die Metropolitan Police rein gar nichts, um zu verhindern, was hier in Highgate geschieht.«

Unter normalen Umständen hätte April beim Anblick von Mr Reeces Hilflosigkeit Mitleid bekommen. Immerhin hatte

er stets auf ihrer Seite gestanden, aber heute war sie genauso wütend über die Inkompetenz der Polizei wie ihre Mutter.

»Wie konnten sie das zulassen, Mr Reece?«, fragte sie. »Er ist mein Dad! Wie konnten sie zulassen, dass seine Leiche aus unserem Familiengrab gestohlen wird? Schlimm genug, dass ich ...« Ihre Stimme verklang. *Schlimm genug, dass ich mit ansehen musste, wie er stirbt.* Es ärgerte sie, dass sie vor ihrer Mutter so die Fassung verlor. *Schlimm genug, dass ich sein Blut an meinen Händen hatte, schlimm genug, dass er mir so gewaltsam entrissen wurde.* Und nun war es, als würde sie ihn ein zweites Mal verlieren.

»Leider hat es die hiesige Polizei, die den Fall aufgenommen hat, versäumt, die Unterlagen an die Kriminalpolizei weiterzuleiten«, erklärte DI Reece. »Sie dachten, es sei bloß eine Horde Jugendlicher gewesen, die Alkohol getrunken und ein bisschen herumgeblödeln hätten.«

»Jugendliche?«, schnauzte Silvia ihn an. »Das glauben Sie also ...«

DI Reece hob die Hand, aber Silvia hatte sich bereits in Rage geredet.

»Jugendliche, Herrgott noch mal!«, stieß sie hervor. »Tut mir leid, aber das ist doch kompletter Schwachsinn, Inspector. Ich habe diese Tür mit eigenen Augen gesehen, die tiefen Dellen, obwohl sie aus Eisen besteht. Das waren keine betrunkenen Jugendlichen. Niemals!«

»In diesem Punkt stimme ich Ihnen zu«, erklärte Reece, zog seine Aktentasche unter dem Tisch hervor und nahm ein paar Fotos heraus, die er vor ihnen ausbreitete. April und ihre Mutter beugten sich darüber und nahmen sie in Augenschein.

»Zum Glück war Miss Leicester geistesgegenwärtig genug, Fotos von den Beschädigungen an den Grabsteinen zu machen«, sagte er. »Und ... wie Sie sehen, ist ein gewisses rituelles Muster erkennbar.«

April starrte auf die Fotos. Auf den Gräbern prangten Symbole, und jemand hatte Sprüche auf dem Boden hinterlassen. Es sah ganz so aus, als wäre es ...

»Ist das etwa *Blut*?« April deutete auf einen dunklen Fleck auf einem der zerstörten Grabsteine.

»Ich fürchte, ja«, antwortete Reece. »Ich wollte Ihnen keine Angst einjagen, aber es besteht der dringende Verdacht, dass hier eine Art Opferritual vollzogen wurde.«

»Ein Opferritual?«, echote April. »Sprechen Sie von einem menschlichen Opfer?«

»Nein, das nicht. Aber wir haben die Leichen mehrerer Füchse am Tatort gefunden.«

Aprils Herz zog sich zusammen. Auch an jenem ersten Abend, als Isabelle Davis getötet worden war, hatte ein toter Fuchs auf dem Friedhof gelegen, oder nicht? Offenbar hatte Silvia Aprils erschrockene Miene bemerkt.

»Trotzdem sind wir hier nicht bei *Der Exorzist*, nur weil ein paar tote Tiere herumliegen, Inspector«, sagte sie.

»Das nicht, aber wir müssen alle Faktoren in Betracht ziehen.«

Er zog ein weiteres Foto heraus, das den Spruch auf dem Vladescu-Familiengrab zeigte.

»Sagen dir diese Worte über der Tür – *omnes fures mori* – etwas? ›Alle Diebe sterben‹ lautet die Übersetzung. Klingelt da etwas bei dir, April?«

Sie schüttelte den Kopf und starrte zu Boden. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, so heftig, dass Inspector Reece es bestimmt mitbekam. Natürlich »klingelte da etwas«. *Fures, furem, furie*. Das war *sie*. Der Begriff »Furie« stammte aus dem Lateinischen und war von zornigen Vampiren in der Zeit der Eroberung durch die Römer erfunden worden. Das hatte Marcus Brent ihr in jener Nacht im Waterlow Park an den Kopf geworfen, während sich seine abscheulichen dür-

ren Klauen um ihren Hals geschlossen hatten. Es war ein Begriff voller Verachtung und Ekel und besagte, dass Furien wie sie nichts als gemeine Diebinnen waren, auf die Erde gesandt, um den Vampiren ihr kostbares dunkles »Licht« zu stehlen. So etwas in dieser Art. Offen gestanden war sie zu beschäftigt mit dem Kampf um ihr Leben gewesen, um einer tiefergehenden Geschichtslektion zuzuhören.

Reece musterte sie forschend.

»Ganz sicher?«

»Natürlich ist sie sicher«, warf Silvia ein. »Glauben Sie etwa, wir enthalten Ihnen irgendetwas vor? Wir wollen doch nur die sterblichen Überreste meines Mannes zurückhaben.«

Der Polizist erhob sich nickend.

»Ja, natürlich. Und ich versichere Ihnen, dass wir alles daran setzen werden, seine Leiche zu finden und dorthin zurückzubringen, wo sie hingehört.«

»Mir *versichern?*«, wiederholte Silvia. »Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass ich Ihnen nach allem, was passiert ist, auch nur ein Wort glaube, Inspector.«

»Mum ...«

»Nein, ist schon gut, April«, wandte sich der Polizist beschwichtigend an April. »Mir ist durchaus bewusst, dass keiner von Ihnen Anlass hat, der Polizei noch zu vertrauen, aber wir werden die Leiche Ihres Mannes finden, Mrs Dunne. Das steht an oberster Stelle, denn ich bin der festen Überzeugung, dass es einen Zusammenhang zwischen all den Vorfällen gibt.«

Wieder sah er April an.

»Die Angriffe, die Todesfälle, sogar der Vandalismus. Meiner Meinung nach hängt das alles zusammen. Und wir werden herausfinden, wie.«

»Und zwar lieber früher als später, Inspector. Ich brauche Sie ja wohl nicht daran zu erinnern, dass meine Familie mehrfach angegriffen wurde.«

»Nein, Mrs Dunne, das brauchen Sie nicht. Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich finde schon selbst hinaus.«

April hörte die Haustür ins Schloss fallen, nahm ihre Jacke und wandte sich zum Gehen. Sie fühlte sich in diesem Haus einfach nicht wohl.

»Bitte, bleib doch, Schatz«, sagte Silvia und trat zu ihr. »Wir sollten dringend miteinander reden.«

»Es gibt nichts zu reden.«

»Die Leiche deines Vaters wurde gestohlen, April. Hast du denn gar nichts dazu zu sagen?«

»Natürlich habe ich das! Es ist abscheulich, widerwärtig, und es bricht mir das Herz, aber das ändert rein gar nichts, Mum. Es ändert nichts an dem, was du getan hast, Mum, und auch nichts daran, wie ich darüber denke.«

Hatte Silvia allen Ernstes geglaubt, sie würde zusammenbrechen und sich in ihre Arme werfen? Vielleicht hätte sie vor einem halben oder einem Jahr so reagiert, doch seitdem hatte sich zu vieles verändert. April hatte sich verändert.

»Bitte, April, ich meine es ernst«, sagte Silvia und hielt inne. »Bitte.«

Seufzend ließ April ihre Jacke auf den Stuhl fallen. »Fünf Minuten«, sagte sie, setzte sich widerstrebend hin und sah zu, wie ihre Mutter erneut den Wasserkessel aufsetzte. Konnte man die tragischen Umstände nicht, hätte man die Szenerie für einen gewöhnlichen Familienalltag gehalten: Mutter und Tochter setzen sich bei einer Tasse Tee zum Plaudern an den Küchentisch. Doch das war lange her. Ein Relikt aus einer anderen Welt, bevor April festgestellt hatte, dass ihr alltägliches, sterbenslangweiliges Leben plötzlich von gruseligen Kreaturen mit langen Zähnen und scharfen Klauen verseucht war. Als ihr bewusst wurde, dass durch nichts, was ihre Mutter sagte oder tat, die Sicherheit ihres alten Lebens zurückkehren würde, überkam sie eine tiefe Traurigkeit.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Mia James

Der schlafende Engel

Ravenwood 3

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-47966-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2014

April ist unsterblich in Gabriel verliebt – aber kann ihre Liebe das Böse besiegen?

Aprils Traum von einem glamourösen Leben in London ist zerplatzt, denn ihre Schule Ravenwood wird von Vampiren beherrscht. Sie verwandeln Ravenwood in einen düsteren Ort. Bis auf Gabriel, in den April unsterblich verliebt ist. Während in der Schule das Böse immer mehr außer Kontrolle gerät, erfährt April von ihrer Mutter ein Geheimnis, das ihre Beziehung zu Gabriel für immer verändern könnte. Doch damit schwebt nicht nur sie, sondern auch Gabriel in höchster Gefahr. Um ihre große Liebe zu retten, setzt April ihr Leben aufs Spiel ...

 [Der Titel im Katalog](#)